

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 126.

Mittwoch, 2. Juni.

1916.

## Um die Beute.

(Nachdruck verboten.)

(8. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Reinhold Ortmann.

Herbert Lyncker aber hatte gar nicht den Versuch gemacht, sie zu unterbrechen. Er hatte sich in seinen Stuhl zurückgelehnt und war mit jeder Sekunde mehr in sich zusammengesunken wie jemand, der unter der Last eines unerwartet über ihn hereingebrochenen Schicksals erliegt. Seine schlanken Finger spielten mechanisch mit einer Troddel des Sessels, und sein Blick war starr ins Leere gerichtet. Vielleicht hatte er kaum die Hälfte dessen verstanden, was Martha gesagt hatte, denn als sie jetzt verstummte, fuhr er zusammen, als hätte man ihn aus einem Traume geweckt. Wie ein aus dem Schlafe Erwachender auch strich er sich über Augen und Stirn.

Dann aber raffte er sich mit einem Ruck zusammen, und seine sonst so sanfte und schmeichelnde Stimme hatte einen seltsam rauhen und fremden Klang, als er sagte: „Es hätte aller dieser Erklärungen nicht bedurft, mein verehrtes Fräulein; denn es ist selbstverständlich, daß ich Ihnen die kleine Summe mit Freuden zur Verfügung stelle. Bis wann müßten Sie sich haben?“

„Bis morgen abend, Herr Lyncker. — Aber mir wird mit einem Male so bang vor meinem eigenen Boginnen. Vielleicht habe ich doch ein großes Unrecht getan, und Sie werden mich von nun an verachten.“

„Verachten? Ja — Sie? Nein, bei Gott, das ist eine grundlose Sorge. Ich bin glücklich, daß Sie mich Ihres Vertrauens gewürdigt haben, und ich wollte — doch weshalb sollten wir viele Worte darüber machen? Sie gestatten mir also, Ihnen morgen nachmittags das Geld zu bringen?“

„Vielleicht ist es besser, wenn ich den Gatten meiner Waise benachrichtige, daß er es bei Ihnen in Empfang nehmen kann. Es müßte dabei doch auch allerlei Geschäftliches erledigt werden. Von diesen Dingen verstehe ich leider nicht das geringste.“

„Nein — nein“, wehrte er hastig ab, „die einzige Bedingung, die ich an die Erfüllung Ihres Wunsches knüpfe, ist, daß die Sache ein Geheimnis bleibt zwischen Ihnen und mir. Sie dürfen keinem Menschen sagen, daß Sie das Geld von mir erhielten, Ihrer Waise oder ihrem Manne ebensowenig als dem Herrn Oberstleutnant oder sonst einem Menschen. Es bedarf ja durchaus keiner geschäftlichen Abmachung. An dem Tage, wo der Empfänger das Geld wieder entbehren kann, werden Sie es mir einfach zurückgeben. Es ist ganz gleichgültig, ob dieser Tag innerhalb eines Jahres oder eines Jahrzehnts erscheint.“

Mit einem Blick der höchsten Bewunderung schlug sie ihre in Tränen schwimmenden Augen zu ihm auf. Wieviel Vertrauen sie auch auf Grund ihrer kurzen Bekanntschaft in seine Herzensgüte gesetzt hatte, diese Großmut ging doch weit über alle ihre Erwartungen hinaus. Ihr Herz war so voll von heiserer Dankbarkeit, daß sie nicht sogleich Worte fand, die reich genug gewesen wären, auszudrücken, was sie fühlte.

Herbert Lyncker aber wünschte sie offenbar an jeder Dankesäußerung zu verhindern, da er ihr sogleich mit

der Frage zuwarf, wann und wo sie mögen das Geld von ihm in Empfang zu nehmen wünsche.

Martha überlegte ein wenig, dann sagte sie: „Vielleicht wäre es am besten, wenn Sie es mir zwischen fünf und sechs Uhr nachmittags bringen wollten. Um diese Zeit ist mein Vater bei seiner Schachpartie im Kaffeehaus, und niemand würde etwas bemerken.“

„Gut also — ich werde um fünf Uhr kommen. Ihre Waise wird das Geld erhalten, Sie können mit Sicherheit darauf rechnen.“

Er war aufgestanden, um sich zu verabschieden. Martha hielt ihn nicht zurück. Sie empfand es vielleicht als einen neuen Beweis seines Bartgefühls, daß er sie jetzt verließ, denn der Schritt, zu dem sie sich da um Magdalenens willen entschlossen hatte, erschien ihr nun, nachdem sie ihn getan, viel ungeheuerlicher noch als zuvor. Sie würde in Herbert Lynckers Gegenwart die peinliche Beklemmung nicht mehr los geworden sein, die, wie eine erstickende Last auf ihrer Seele lag, seitdem sie seine Zusage empfangen.

Auch jetzt fand sie das Dankeswort noch nicht, zu dem ihr Herz sie doch ungestüm drängte. Aber als Herbert sich herabbeugte, um ihre Hand zu küssen, fühlte er einen langen warmen Druck der kindlich schlanken und doch kraftvollen Finger, die er in seiner Rechten hielt.

Dann stürzte er fort und lief durch die abenddunklen Straßen seiner weitab gelegenen Wohnung zu.

In dem kleinen, dürftigen Zimmer, wo er statt des reichen hanseatischen Patriziersohnes wieder nur der einfache, schlechtbezahlte Kommiss Paul Grevenberg war, rannte er in größter Erregung auf und nieder.

Ohne sich bewußt zu werden, daß die Worte laut und vernehmlich von seinen Lippen kamen, wiederholte er immer aufs neue: „Ich muß wahnsinnig gewesen sein — geradezu wahnsinnig!“

Drittes Kapitel.

Wie an jedem Samstag wurde das Bankhaus Henning u. Co. auch heute schon einige Stunden früher geschlossen als an den übrigen Wochentagen.

Von allen Angestellten war der Kassierer Paul Grevenberg der letzte, der seinen Arbeitsplatz in dem kleinen, von hohen Schränken umgebenen Verschlage neben dem mächtigen Tresor verließ. Nachdem er die Bücher fortgestellt und die noch auf seinem Pult liegenden Papiere mit peinlichster Sorgfalt geordnet und verwahrt hatte, schloß er die starke Eisentür des in die Wand eingemauerten Schrankes, zog die Schlüssel ab und begab sich in das anstoßende Privatkabinett, wo Herr Henning, einer der Chefs der Firma, noch an seinem Schreibtisch saß.

„Ich bringe die Geldschrankschlüssel, Herr Henning“, sagte er in jenem bescheidenen Tone, der ihm im Verkehr mit seinem Prinzipal von jeher eigen gewesen war. „Haben Sie mir noch eine Anweisung für Montag früh zu erteilen?“

Der Gefragte dachte einen Augenblick nach. Dann schüttelte er den Kopf. „Nein, ich habe nichts. Ihre Auffassung über den Kassenbestand habe ich ja hier und werde nachher noch schriftlich meine Dispositionen für Montag treffen. Sie können also getrost gehen. — Übrigens — Sie sehen nicht gut aus. Fühlen Sie sich unwohl?“

„Durchaus nicht, Herr Senning. Etwas bleich bin ich ja immer gewesen. Das hat nichts zu bedeuten.“

Der Bankier, der wohl heute besonders guter Laune war, drohte ihm lächelnd mit dem Finger. „Sie werden doch nicht etwa anfangen, sich auf die unsolide Seite zu legen, Grevenberg? Bis jetzt habe ich Sie meinen anderen jungen Leuten immer als ein Muster vorgehalten. Es sollte mir Thretwegen leid tun, wenn es damit anders würde.“

„Es ist auch nicht daran zu denken, Herr Senning. Wenn ich heute besonders schlecht aussehe, wird es wohl eine andere Ursache haben, als Sie vermuten.“

Der Bankier nickte verabschiedend, und Paul Grevenberg ging.

Naecher, als es sonst seine Art war, schritt er die Straße hinab, und erst als er in die Nähe seiner Wohnung kam, verlangsamte er seinen Gang. Er hatte in dem Spiegel, der die Rückwand eines Schaukastens bildete, zufällig sein Bild gesehen, und er war in der Tat erschrocken vor der fahlen Blässe dieses verstörten Gesichts, dessen Züge ihn unheimlich fremd anmuteten. So mochte er sich nicht einmal vor seiner Wirtin blicken lassen, und er ging ein paarmal vor dem Hause auf und nieder, ehe er sich entschloß, die drei schmalen Treppen zu ersteigen.

Aber er sah die Vermieterin nur flüchtig auf dem halbdunklen Korridor, und ihr unbefangener Gruß bewies ihm, daß sie nichts Auffälliges in seiner Erscheinung bemerkt hatte. Er verriegelte hinter sich die Tür seines Zimmers und überzeugte sich durch wiederholtes Klüppeln an der Klinke, daß niemand gegen seinen Willen würde eindringen können. Dann riß er die Knöpfe seines Überziehers auf und brachte aus den inneren Taschen seines Rockes und seiner Weste mehrere Päckchen bräunlicher Banknoten zum Vorschein, deren jedes durch einen weißen Papierstreifen zusammengehalten war. Er legte sie auf den Tisch und bedeckte sie mit einer Zeitung und mehreren Büchern. Aber obwohl sie dadurch völlig unsichtbar geworden waren, verwandte er, während er sich eilig umkleidete, seinen Blick doch kaum von der Stelle, wo sie lagen.

Bald hatte er den Kontorrock wieder mit dem beinahe stuberhaft eleganten Anzug vertauscht, den er bei seinen abendlichen Ausflügen zu tragen pflegte, und er hatte seine Krawatte vor dem Spiegel nach der neuesten Mode geschlungen. Seine merklich zitternden Finger hatten dazu freilich einer viel längeren Zeit bedurft als sonst, um so mehr, als eine unwiderstehliche, magische Gewalt seine Augen immer wieder nach dem Tische hinzuziehen schien. Aber er stand doch endlich fertig in seiner falschen Bornehmheit da: von den schmalen Gackstiefeln bis zu dem spiegelblank glänzenden Zylinderhut der Typus eines distinguierten jungen Lebemanns.

Nun schob er Bücher und Zeitung wieder beiseite, um die Banknotenpäckchen aufs neue in seinen Taschen unterzubringen. Er steckte sie zu sich, so wie sie waren. Nur das letzte verwahrte er in einem größeren Briefumschlag, den er zuvor seinem Schreibtisch entnommen hatte. Dann, nachdem er langsam die tauhen grauen Gledhandschuhe über die Finger gestreift, sah er auf seine Uhr. Die Zeiger wiesen auf wenige Minuten vor fünf. Die Stunde war also gekommen, in der Martha von der Hande ihn erwartete.

Marthas Vorauszicht, daß ihr Vater um diese Zeit im Kaffeehaus sein würde, hatte sich als zutreffend erwiesen. Die übliche Saune, in der sich der Oberstleutnant seit der gestrigen Unterredung mit seiner Nichte befand,

und der stumme Vorwurf, den er wohl nicht mit Unrecht auf dem Gesicht seiner Tochter zu lesen glaubte, hatten ihm die kleine Zerstreuung heute besonders wünschenswert gemacht. Das junge Mädchen war allein, als ihr Besucher gemeldet wurde, und sie empfing ihn im Arbeitszimmer ihres Vaters. Mit seinem Eintritt war wieder die Verlegenheit von gestern über sie gekommen, und ihre Wangen brannten in purpurnem Rot, als er ihr den Briefumschlag überreichte, in dem er eines der Banknotenpakete gelegt.

„Ich danke Ihnen“, brachte sie kaum vernehmlich heraus, denn die Kehle war ihr wie zugeschnitten. „Aber ich muß Ihnen doch wohl eine Quittung oder dergleichen geben, damit Sie —“

„Bitte, Fräulein von der Hande, sprechen Sie mir nicht von solchen Formalitäten“, fiel er ihr in die Rede. „Sie würden mich damit wirklich kränken. Sie haben doch zu keinem Menschen davon gesprochen, auch nicht zu Ihrem Vater?“

„Nein. Sie hatten es mir ja zur Bedingung gemacht. Aber was soll ich nun meiner Base sagen? Sie wird doch wohl wissen wollen, wem sie ihre Rettung zu danken hat.“

„Sagen Sie ihr, was Ihnen gut scheint. Nur beraten Sie mich nicht. Es würde mich sehr betrüben, wenn Sie es täten.“

„Nein — nein, ich werde ganz gewiß schweigen“, versicherte sie, tief bewegt von der Fülle seiner Großmüt. Sie hätte jetzt vielleicht auch ein wärmeres Wort gefunden, wenn nicht ein Anschlag der Türklingel sie erschrocken hätte zusammenschrecken lassen.

„Mein Gott, wenn das Besuch wäre — gerade jetzt! Entschuldigen Sie nur einen Augenblick, Herr Dwyder, damit ich mich selbst überzeuge.“

Sie öffnete die Tür und lauschte hinaus. Dann wandte sie sich ihm wieder zu.

„Es ist meine Base. Ich erkenne sie an der Stimme. Wahrscheinlich hat sie's in ihrer Angst und Unruhe nicht länger zu Hause gelitten. Wollen Sie mir erlauben, ihr das Geld sogleich zu übergeben? Und wollen Sie hier auf meine Rückkehr warten? Ich werde sie rasch abzufertigen suchen, und in längstens einer Viertelstunde bin ich ganz gewiß wieder hier.“

Er verbeugte sich zustimmend, und Martha schlüpfte hinaus, den inhaltsschweren Brief an die Brust drückend.

Der angebliche Herbert Dwyder ließ seine flackernden Augen in dem mit seltsam geformten Gerät so wunderbar angefülltem Gemache umherschweifen. Er tat es vielleicht ohne eine bestimmte Absicht. Blödsinnig aber verirrt ein eigentümliches Zucken in seinem Gesicht, daß ihm eine bedeutsame Eingebung gekommen war.

Auf den Fußspitzen ging er zur Tür, und nachdem er ein paar Sekunden lang auf den gedämpft herüberdringenden Klang der beiden weiblichen Stimmen gelauscht hatte, bückte er sich und drehte so vorsichtig den Schlüssel, daß das Knacken des einspringenden Riegels nicht gehört werden konnte.

(Fortsetzung folgt.)



Das ist der Fluch der Armut, daß alles, was Selbstgefühl verrät, sich nicht mit ihr verträgt, sondern als Hochmut, Anmaßung und Lächerlichkeit erscheint. Hebbel.

## Salon der Pariser Humoristen.

—cl. Paris, 26. Mai. (Judiz.)

Die französische ernste Kunst hatte sich auf ein paar Wohltätigkeitsausstellungen beschränkt und die üblichen Frühjahrssalons unterlassen; die sogenannte humoristische konnte sich ihren gewohnten „Salon“ nicht verwinden. Es soll nicht behauptet werden, daß dem Pariser der Humor vergangen

Aus der Kriegszeit.

Prinzessin Alexandrine Irene von Preußen. Die im April geborene Tochter des deutschen Kronprinzenpaars, wie bekannt, bei ihrer am letzten Montag im Berliner Kronprinzenpalais erfolgten Taufe die Namen Alexandrine Irene erhalten. Den Namen Alexandrine führt die junge Prinzessin zu Ehren der Prinzessin Alexandrine von Preußen, der Tochter des preussischen Königs Friedrich Wilhelm III. und der verheirateten Königin Luise, die mit dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin vermählt war und also zu den hohenzollernschen Vorfahren der jetzigen deutschen Kronprinzessin gehört. Ihren Vornamen verdankte diese Prinzessin Alexandrine der Tatsache, daß der Kaiser Alexander I. von Rußland ihr Pate war. Ihm zu Ehren führt u. a. auch das preussische Garde-Alexander-Grenadier-Regiment seinen Namen. Trotz des jetzigen Krieges mit Rußland hat dieses Regiment seinen Namen beibehalten, weil der Kaiser Alexander I. von Rußland sich stets als treuer Freund Preußens erwiesen hatte. Der zweite Vorname der Tochter des deutschen Kronprinzenpaars Irene ist, wie bekannt, ein alter griechischer Frauenname, der Frieden bedeutet. Er begegnet uns mehrfach in der Heiligen Geschichte der griechisch-katholischen Kirche und besonders häufig als Vorname griechisch-byzantinischer Prinzessinnen. Den Vornamen Irene trägt auch die Gemahlin des Prinzen Heinrich von Preußen, die, wie bekannt, eine Schwester des gegenwärtig regierenden Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein sowie der Kaiserin Alexandra von Rußland ist. Diese Prinzessin Irene wurde am 11. Juni 1868 geboren, als der damalige Krieg Preußens mit Österreich seinem Ende entgegenging; am 26. Juli dieses Jahres wurde bereits der Waffenstillstand zu Nikolsburg abgeschlossen, dem am 23. August der definitive Friede zu Prag folgte. Wenn jetzt dieser Friedensname Irene dem jüngsten im Kriege geborenen Kinde des deutschen Kronprinzenpaars beigelegt worden ist, so wird man dies in weitesten Kreisen unseres Volkes als günstige Vorbedeutung mit Freuden und Gemutigung aufnehmen. Und steht uns auch der Friede heute noch nicht in so sicherer und baldiger Aussicht, wie dies im Jahre 1868 bei der Geburt der Prinzessin Irene von Hessen-Darmstadt der Fall war, so wissen wir doch, daß dieser gewaltige Krieg uns einen guten Frieden bringen wird und beigen muß. Wird er doch von uns von vornherein nicht um des Krieges, sondern um des Friedens willen geführt. Bei der Taufe der Prinzessin Alexandrine Irene von Preußen standen u. a. auch, wie bekannt, die fünfte deutsche Armee, an deren Spitze der hohe Vater der Prinzessin steht, sowie die Besatzung des deutschen Kriegsschiffes „Kronprinz“ Pate. Beide Paten waren bei der Taufe durch Abordnungen vertreten. Solche Patenschaften begegnen uns mehrfach in der Geschichte früherer Zeiten. Es sei hier nur an die Prinzessin Luise Holländine von der Pfalz erinnert, eine Tochter des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, des sog. „Winterkönigs“ von Böhmen. Dieser war nach der für ihn verhängnisvollen Schlacht am Weißen Berge bei Prag im Jahre 1620 nach Holland geflohen und hatte dort bei dem ihm verwandten und befreundeten Fürstenhause der Cranier Zuflucht gefunden. Als ihm dort im Jahre 1622 eine Tochter geboren wurde, übernahmen bei deren Taufe die holländischen Generalfürsten die Patenenschaft. Zum Andenken daran erhielt die Prinzessin in der Taufe die Namen Luise Holländine.

Even Gebin schildert in der „Neuen Freien Presse“ seine Eindrücke an der Ostfront, er bewundert besonders das eintürmige Zusammenwirken der österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen, die vollkommene Eingetrettheit der zwölf verschiedenen Sprachen redenden österreichisch-ungarischen Soldaten, schildert die Schreden der Kämpfe, die Unmasse getöteter Russen. Das arme russische Volk trage nicht die Schuld, es habe den Krieg nie gewollt. Das haben ihm die russischen Soldaten gesagt, mit denen er sprach. Aber auch ein anderes haben sie ihm erzählt: In einem Teil der Karpatenfront erzählten russische Gefangene, daß ihnen bei dem Gedanken, daß sie gezwungen wurden, gemeinsame Sache mit jenen zu machen, die Österreich-Ungarns Thronfolger ermordet haben, unheimlich zumute gewesen sei. Die russischen Soldaten hatten davon gesprochen, und abergläubisch, wie sie sind, hatten sie erwartet, in einer mondhellsten Nacht das Ge-

wäre, tanzt er doch bekanntlich auch auf einem Vulkan. Über diese Heiterkeit will nur da natürlich erscheinen, wo sie sich mit dem Begriff „Galgenhumor“ deckt. Sie ist gezwungen, kümmerlich, widerlich, wo sich die Karikatur dem niederen Volksbedürfnis nach gemeiner Verhöhnung und Verleumdung des Feindes anpaßt.

Die Abbildungen der Witzblätter, die vielfach durch unsere Hände gingen, sieht man jetzt in den Originalvorlagen, zusammengestellt vom „Nire“-Verleger. Sie werden in ihrer großen Mehrzahl als recht getreue Beweismittel der in Frankreich 1914/15 vorherrschenden Volkspsychose, bestehend aus ohnmächtiger Wut, Verfolgungswahn und Greuelhysterie, aufbewahrt, aber vom Standpunkt des künstlerischen und witzigen Geistes nur zum geringen Teil der Kriegskarikatur von 1870/71 an die Seite gestellt werden können. Einen Vergleich mit den deutschen Witzblättern halten sie nicht aus, — das wird auch der Meid zugeben müssen. Diese entsprechen allein ihrer Zeit, schonen den Gegner nicht, aber erniedrigen sich nicht zur Gaffe und Prüge. Die deutsche Karikatur wird die so geschmähte „Kultur“ glänzend vor der im Pariser Humoristenkalon wahrhaft zur Karikatur gewordenen „Zivilisation“ rechtfertigen!

Nicht immer ohne Talent haben sie für den „Boche“, die „Germania“, den „Kaiser“, den „Kronprinz“ einen Zornthypus aufzustellen gesucht. Über der gehirnerweichende Gaf hat eine Reihe der Mittweier zu bodenlos gemeinen Schmierereien verführt; sie machten insbesondere aus dem deutschen Thronerben, den man in der Republik für den Hauptverantwortlichen des Krieges hält und dem sogenannte Journalisten täglich neue Schandtatzen anlogten, eine Figur, die mit seinem Portrait auch nicht die entfernteste Ähnlichkeit hat, dagegen aber auf den verächtlichsten Maurice des Dichters Koffand und andere hyperästhetische Erzeugnisse der Pariser oberen Zehntausend zu passen scheint. „Das von den Deutschen in Gernia gekreuzigte Kind“, das der einst für genial gehaltene, verdorrte Willekte kriehete, mag als einziges Spezimen der „humoristischen“ Mördergalerie erwähnt werden; dies „Blut“, das die Deutschen nicht vergossen haben, wird auf die dummen Köpfe der Besorgenen zurückfallen.

Aus der Ecke des Galgenhumors, von dem wir sprachen, ist besonders erwähnenswert ein Steinensches Kreidebild „Die Evakuierten“. Das illustriert besser als lange Tardivische Siegesberichte die „Offensive“ Joffres: über die verregnete Landstraße, unter Bäumen, die der Sturm zauft, zieht eine Herde von Weibern, Kindern und Greisen davon. Sie tragen nur ganz wenig, in der Eile aufgerafftes Habfal. Denn man wiegte sie in Sicherheit, und da kamen plötzlich die großen deutschen Geschosse geflogen. Dieses Schauspiel hat sich tausendmal wiederholt, muß sich noch tausendmal wiederholen. In dem getäufchten Paris weiß man nicht viel davon; die Karikatur reißt die Schleier von dem Kriegsschrecken. Nicht minder aufrechtig meinen es Jorain und Abel Faivre. Ersterer, karikaturistischer Militär vor dem Kriege, zu dem er im „Figaro“ beständig gehetzt, lernt und lehrt die Schattenseiten. In der Champagneebene, wo sich die Gräberhügel wellen, deutet ein „poilu“ auf ein frisches Kreuz, auf das man ein Käppi gehängt hat, und meint philosophisch: „So ist das Leben!“ — Ein anderes Blatt Jorains spielt auf die Priester an, die von der Republik auch in die Uniform gesteckt wurden. Ein „poilu“ sagt hier zu einem neben ihm mit dem Gewehr auf der Erde liegenden Tonsierter: „Du verfehlt aber auch keinen, Abbé!“ Worauf dieser antwortet: „Das verhindert mich aber nicht, für sie zu beten.“ — Wieder zwei „poilus“ unterhalten sich über die Ungeheuer: „Wenn sie nur standhalten!“ — „Wer?“ — „Die Zivilisten, Donnerwetter!“ — Auch Abel Faivre verspottet die Riesmacher daheim. „Wie lang das dauert!“, seufzt ein Dritteberger, bequemt in ein Fontenil versunken. — Die Besseren sehen nicht — weshalb man auch diesmal nicht die talentlosen Hansi und Jiskin zu ihnen zu rechnen braucht.

Auch seinen Friedhof hat der Humoristenkalon; da sieht man mit Trauerschleichen die Bilder der gefallenen Kollat, Weber, Jean Gutt, Dreschler und Pierre Laurens, dann auch die der gefangenen Marcod, Hémarb, Pierre Laurens, Touchet und Duchezard. Das kleine Mädchen, das vor einem Grabstein mit winzigem Kreuz kniet: „Sie betet für ihre abgehakte Hand“, mag man dem sonst amüsanten Kindermaler Boulbot verzeihen — er kam bis zur Auflösung geschwächt aus dem Schützengraben zurück, und diese Entschuldigung haben andere nicht.

spenst eines weißen Reiters vor den Schützengräben dahinsprengen zu sehen. Wenn dieser Reiter sich zeigt, hatten sie gesagt, dann werfen wir unsere Gewehre hin und eilen zu unseren Gegnern hinüber, denn dann ist es der Geist des ermordeten Erzherzogs, der uns heimsucht und auch uns des Verbrechens bezichtigt. Dieser schändliche Mord ist es, schreibt Sven Hedin, der den Funken des Weltkrieges zum lichterlohen Brande entfacht hat. Er gibt auch deutlich genug für menschliche Augen an, auf welcher Seite das Recht und die Gerechtigkeit zu suchen sind. Denn wo auch die Völker aufeinanderprallen, wird immer die Sache der Gerechtigkeit zum Siege führen und die, die im Widerschein einer Wissenst kämpfen, werden zu Fall gebracht werden. Aber wehe dem Volke, das diesen Krieg heraufbeschworen und ihn die ganze Erde umfassen ließ! Die Kultur der Germanen sollte ausgerottet und das Menschengeschlecht von Deutschlands wachsender Weltmacht befreit werden. Das war das Ziel. Es wird nie erreicht werden. Deutschland hat in diesem Kriege die Proben einer unerschrockenen Kraft und unerschöpflicher Ressourcen gegeben, und Österreich-Ungarn ist nicht das verflümmerte Rosakal von Staaten gewesen, auf das die Ententemächte hofften und das sie vernichten zu können glaubten. Der Krieg hat einen anderen Verlauf genommen, als die Berechnungen der Ententemächte prophezeiten. Denn über den ewigen Sternen wohnt der Gott der Gerechtigkeit, und es wird, nach menschlichem Ermessen zu urteilen, ein anderes Volk sein, das in der Erinnerung an verschwundene Glanztage klagen wird:

„All unser Ruhmesglanz von gestern,  
Ist hin wie der von Ninive und Tyrus!“

**Die Stadt des Todes.** Ein Berichterstatter der „Times“, der eine kurze Pause in der Beschickung zu einem Besuch von Ypern benutzte, schildert die lähmende Atmosphäre der Zerstörung und des Todes, die über der verlassenen Stadt lastet. Je mehr man in die Feuerzone bringt, um so furchtbarer wird das Bild, um so mehr empfindet man, daß man sich in einer Welt der Verwüstung befindet. „Die Hauptstraße, die auf die Kathedrale mündet, liegt weiß und leer in der Sonne, und über allem herrscht das Schweigen des Todes. Kein menschliches Wesen ist zu sehen, und die Häuser, die noch Bewohner heherbergen, sind elende Gerippe. An einem Haus ist die Vorderseite völlig weggerissen worden, und die Schlafzimmern mit ihren zerstörten Möbeln liegen offen da. An einer Stelle hat ein 42-Zentimeter-Geschütz eine Bresche geschlagen; auf beiden Seiten sieht man nur noch die zerklüfteten Mäuer des Mauerwerks und darunter gähnende Höhlen. In einem der Häuser, die noch am wenigsten gelitten haben, ist der Teppich mit dem von der Decke gefallenen Stuck überfät, aber die Möbel sind unversehrt geblieben. In einem anderen Zimmer ist eine Nähmaschine augenscheinlich mitten in der Arbeit verfallen worden. Ein aufgeschlagener Roman bezeichnet noch den Platz des Lesers. Es ist, als ob die Bewohner unversehens von einem Erdbeben überrascht wurden, und sich nun eilends in Sicherheit zu bringen suchten. Durch die Löcher in den Häusern schimmert oft das Grün des Laubes, und wenn man die zerbrochene Tür aufstößt, so betritt man einen einst sorgfältig gepflegten Garten, in dem die Frühlingsblumen noch von dem Geschick des Besitzers Zeugnis ablegen. Ein kleiner Springbrunnen plätschert noch in einem steinernen Becken. Aber an einer Ecke ist eine Granate in das Haus gefallen, und in den verfallenen Trümmern sind noch Spuren menschlichen Lebens. Die Mehrzahl der Leichen ist fortgeschafft worden, aber nicht alle. Über allem ist ein krankhafter Geruch von Verwesung, gegen den der Duft des blühenden Napiers ohnmächtig ist. Furchtbar ist die Zerstörung der alten flämischen Bauten an dem Platz, auf dem die große Martinskirche und die Tuchhalle sich befinden. Auf der Südseite sieht man nur noch eine Reihe hagerer Stiebel, an der Nordostseite findet man die überreste schöner, alter Kaminöfen. Wenn man auf diesem Platz steht, so ist man wie gelähmt von dem Todeschweigen inmitten der Verwüstung. Einige Dohlen krächzen auf den Trümmern, und ein arbeitssamer Star baut sein Nest wieder auf in einer zerbrochenen Nische. Eine altersschwache, magere Kuh stößt ihren Kopf in die Ruinen und knüppelt an einer Pferdeleiche umher. Aber diese wenigen Geräusche machen das Schweigen des Todes nur fühlbarer, und jeder Ton wäre ja auch eine Entweihung dieses Grabes, das einst eine blühende Stadt war. . . Die Tuchhalle hat all ihre Bogengänge und große Teile ihrer Fassade verloren. Ihre

Turmspitze wirkt wie ein schlecht geschnitzter Stod, und die große goldene Uhr hängt ganz verloren auf einer steinernen Nische. Die Martinskirche ist eine Ruine, und ihr stattlicher, vierediger Turm ist so zugerichtet, daß ein starker Windstoß ihn umwerfen müßte. Die meisten Fenster sind zerstört, auch an der berühmten Fensterrose fehlt ein Stück. Die Seitenskapellen sind in Trümmern, aber die Pfeiler stehen und zeugen noch von den schönen Linien des Gebäudes. Der schwarzumkleidete Steinaltar ist mitten durchgeborsten. In der Sakristei sind Gemälder und Leuchter durcheinandergeschleudert worden, und alles ist mit dem gelben Staub der Sprengstoffe bedeckt. Auf dem dahinter liegenden Kirchhof hat sich ein großer Granatenkrater gebildet, 60 Fuß im Durchmesser und 20 Fuß tief, in dem menschliche Gebeine aus Tageslicht gekommen sind. Vor der Haupttür sieht man ein seltsames Stück Ironie: nämlich ein leeres Postament, das an allen vier Seiten die Tugenden eines gewissen belgischen Staatsmannes verherrlicht, der auch Bürgermeister von Ypern war, aber die Gestalt des beleibten Bürgermeisters selbst im Gehrock und Wadenbart liegt im Staub daneben. . . Vor der Tür der Kathedrale steht ein Wagen, und ein Priester beladet ihn mit einigen Kirchenschätzen, Kelchen, Stidereien. Ein Karmeliterbruder bringt Nachrichten von einigen Todesfällen in einer Seitenstraße. Langsam, unter beständigem Granatenfeuer werden die Ruinen gesäubert. Die Leichen der Tiere und Menschen sind meistens verbrannt worden. . . Auch außerhalb von Ypern sieht es traurig aus, und der englische Berichterstatter stellt wehmütig fest, wie das gehaltene Gebiet zusammengeschrunpft ist, und wie die englische Front jetzt nur noch 2 bis 3 Meilen von Ypern entfernt ist.

**Unsere Höhlenbewohner an der Aisne.** Der Kriegsmaler Ernst Vollbehr, der mit unsern Feldgrauen in den Höhlen und Steinbrüchen an der Aisne gelebt hat, schildert seine Erfahrungen in einer fesselnden Blanderei, die er in der „Umschau“ veröffentlicht. Die Höhlen, die natürliche, starke Festungen darstellen, scheinen zum Teil aus der Zeit der Höhlenbewohner zu stammen; sie gewähren mit den gewaltigen verwitterten Riesensäulenklöben, die die Decke stützen, einen malerischen Anblick. Vollbehr gewöhnte sich bald an das Höhlenleben und an den Kanonen Donner und malte die mannigfachen Bilder des Soldatenlebens, die sich in den romantischen Höhlen entfalten. Hier waren Soldaten dabei, ein Weinfäß zu leeren, das ihnen als Beute zugefallen war, dort zahlte an einem Tische ein Unteroffizier das Monatsgehalt aus, während ein anderer zahlreiche Postanweisungen ausschrieb, durch die die Soldaten das Geld in die Heimat schickten, dann sah man wieder Schuster und Schneider bei der Arbeit, Gewehrappell wurde abgehalten, an anderer Stelle spielte man Karten oder rüßelte zur nächsten Mahlzeit. Ganz im Hintergrunde schliefen einige hundert Pioniere, die in der Nacht an den Schützengräben gearbeitet hatten. Während über dem Eingang die Granaten hinwegzischten, kühlten sich die Soldaten unten in den Höhlen sicher und wohl. Ein Bild wie aus den ersten Zeiten der Christenheit entfaltete sich, wenn an den Sonntagen die Soldaten aus den Schützengräben kamen und sich um den aufgestellten Altar zum Gottesdienst versammelten. In einer unterirdischen Küche fand Vollbehr am Herde einen Soldaten, der als Koch berühmt war und sich gerade damit beschäftigte, Fleisch zu braten. In der Decke waren Granatlöcher mit Stroh ausgestopft, die Fenster auf der Feuerseite waren mit Türen verammelt, und der Koch „Karl“ war wütend, weil ihm am Morgen die Küchenuhr und einige Gläser durch Schrapnellschüsse vernichtet waren. Trotzdem schmeckte das Essen hervorragend. Außer der unterirdischen Küche gab es noch eine Reihe tiefer Keller, die etagenartig untereinander lagen und in denen die Soldaten, wenn sie aus den Schützengräben abgelöst waren, bombensicher ruhen und ausschlafen konnten. Auch das Bureau des Majors und die Verbandplätze waren unterirdisch. Als eines Abends die Soldaten in der großen dunklen Höhle bereits schliefen und nur noch ein kleiner Teil im Mondschein vor dem Eingang sah und Heimatlieder sang, kam völlig erschöpft ein Soldat mit der Meldung angelaufen: „Die Engländer sind im vordersten Schützengraben.“ Im Augenblick war alles aus dem Schlaf und stand marsch- und kampfbereit vor der Höhle, um im Lauffschritt gegen den Feind vorzugehen. Die Wache hatte jedoch bereits den Angriff zurückgeschlagen, so daß sich die Soldaten wieder in die Höhlen zurückziehen konnten.